

ARTUR HEYE

MEINE BRÜDER IM STILLEN BUSCH

ERLEBNISSE MIT TIEREN

MIT 20 KUNSTDRUCKTAFELN
NACH NATURAUFNAHMEN



ALBERT MÜLLER VERLAG, AG., RUSCHLIKON-ZÜRICH

D. R. F.
73

Nachdruck verboten

**Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, der Verfilmung,
der Hörspielbearbeitung und der Rundfunkübertragung, vorbehalten
Copyright 1951 by Albert Müller Verlag, A.-G., Rüslikon-Zch.**

Erstes bis fünftes Tausend

**Nachdrucksrecht für Zeitungen und Zeitschriften durch den Verlag
Verlagsnummer 380/51**

H. 990607
175

Printed in Switzerland

Buchdruckerei zum Basler Berichthaus AG., Basel

NASHÖRNER UND ELEFANTEN

In der Geraragua-Steppe — «Die Nashörner sind wirklich verrückt!» — Schwierige Kamerajagd — Belohnte Mühe — Ich laufe wie ein gehetzter Hirsch — Aasgeier irren sich nie — Wütende Elefanten sind gefährlich — Was der «dreckige» Thompson erlebte — «War das nicht jener . . .?»

Kreisende Staubsäulen tanzten über der sonnendurchglühten Geraragua-Steppe. Zwischen vereinzelt stehenden Baumgruppen, einige dunkelgrün, andere nur mit letzten verdorrten Blättern behängt, dehnte sich eine schwarze, mit Aschenresten weissübersprenkelte Fläche aus. Von dem kahlen Boden stieg hier und da ein leichtes Rauchwölkchen aus einem morschen Stamm auf, der beim letzten Steppenbrand Feuer gefangen hatte und seitdem langsam weiterschwelte. Weiter draussen verhüllte grauer zitternder Dunst die Ebene, hinter den hochgeschwungenen harten Linien der Berge von Oldonje Erok standen die geballten weissen Massen hoher Gewittertürme gegen den hitzesprühenden, farblosen Himmel.

«Füüüt!» prustete Loldogo, mein Wandorobbo-Spürer, als wir den kümmerlichen Schatten einer kleinen Tamariske erreicht hatten, und wischte sich niederkauernd ein paar Schweisstropfen von seiner niedrigen, staubgrauen Stirn. Ich sagte gar nichts, rieb mir Gesicht und Brille trocken, nahm das Feldglas vor die Augen und spähte zurück. Weit hinten kam meine «Safari», die Trägerkolonne, langsam und mühselig durch die feuersprühende Unendlichkeit gekrochen. In einer halben Stunde würde sie uns eingeholt haben. Wir beide sollten eigentlich sofort in den Korongo hinuntersteigen und nach Wasser graben! Aber ich konnte mich nicht entschliessen, schon wieder aufzustehen: Von einem siebenstündigen Marsch an einem der letzten Tage vor Anbruch der Regenzeit hat auch der Zäheste vorläufig genug. Unlustig schaute

ich in den Korongo zu unseren Füßen hinunter. Die Schlucht sah bedenklich dürr und ausgeglüht aus. Wahrscheinlich würden wir da unten nichts ergraben können, und dann mussten wir heute doch noch weiter, hinüber zum Engare Nairobi-Fluss. Die dunkle, in Dunst verschwimmende Linie seiner Uferbäume schien selbst für das Glas noch weit, geschweige denn für unsere lahmen Beine und trockenen Kehlen.

Jetzt, wo kein hinderndes Gras mehr da war, konnten wir möglicherweise in gerader Linie darauf zumarschieren. In diesem Falle mussten wir hart links an jenem grossen Termitenbau da draussen vorbei, bis zu dem . . . «Hallo!» sagte ich da leise. Neben dem Bau, der wie eine steile, zerklüftete, ziegelrot leuchtende Klippe aus der verkohlten Fläche ragte, stand auf einmal ein Nashorn, und hinter ihm, im Schatten des Hügels, lag augenscheinlich ein runder, grauer Stein. Nur hatten mich viele frühere Erfahrungen gegen solche augenscheinliche Steine in ebener Steppe miss-
trauisch gemacht!

Ich habe auch mit der Brille nur drei Viertel der normalen Sehschärfe, so gab ich dem Wandorobbo das Glas, um den «Stein» zu identifizieren. Er warf nur einen flüchtigen Blick hindurch. «Ndio, bibi jake na mtoto mojel» nickte er und gab es mir zurück. Dann legte er die Hand über die Brauen, kniff alle die zahllosen Fältchen zusammen, die um seine durch das ständig blendende Licht der Steppen spähenden Jägeraugen lagen, und betrachtete den Bullen. Ich bemühte mich noch, durch das Glas in dem Stein wirklich «seine Frau und ein Kind» zu erkennen, als Loldogo einen schnaubenden Laut durch die Nase stiess und mit seinem Speer auf den alten Bullen hinauswies. «Anafanya nini? – Was macht er?» fragte er.

Was er machte, wusste ich auch nicht. Jedenfalls sauste er, als ich ihn wieder im Gesichtsfeld hatte, plötzlich im Galopp auf eine verdorrte kleine Akazie zu, von der ein abgebrochener Ast, wohl nur noch vom Bast gehalten, im Winde leise schwingend herabhing. Eine Staubwolke erhob sich über der Bahn des Bullen, ein dumpfes Krachen hallte bis zu uns herüber, und als die Sicht wieder klar war, machte der gehörnte Amokläufer etwa zwanzig Meter jenseits des Bäumchens, von dem jetzt kein Ast mehr her-

unterpendelte, kehrt, senkte den Kopf und raste wiederum los. Es gab ein zweites noch stärkeres Krachen, und als sich der Staub gelegt hatte, war die klobige Form des Nashorns das einzige, was noch auf der kahlen Fläche zu sehen war. Das Akazienbäumchen aber hing, schräg nach unserem Standort zu geschleudert, in einem Dornbusch...

«Kifaru wazimu kweli! – Die Nashörner sind wirklich verückt», sagte Loldogo kopfschüttelnd und nahm eine Prise.

«Ja, das sind sie!» lachte ich und dachte an die verschiedenen Male, an denen solch ein Kofferschädel plötzlich aus dem Blauen heraus auf mich oder meine Begleiter zugestürzt war, ohne dass ihm jemand etwas zuleide getan hätte – irgend etwas oder irgend jemand in die Luft geworfen und zertrampelt, und dann, als wäre gar nichts gewesen, ruhig weitergegrast oder weitergeschlafen hatte.

Der da draussen stand jetzt bewegungslos wieder neben seinem Termitenhügel. Ich schickte den Wandorobbo in die Schlucht hinunter, nach Wasser zu suchen, und beobachtete den Bullen weiter. Nach einer Weile sah ich, wie er mit seinem abgebrochenen Vorderhorn ein paarmal die schlafende Kuh anstieß, bis sie sich, zusammen mit ihrem noch sehr kleinen Jungen, erhob und sich dicht an die Seite des Bullen stellte. Beider Köpfe waren in Richtung zu dem Fluss gewandt. Dann setzte sich der Alte in Gang, und nach einigem Besinnen trottete die Mutter, ihr Junges vor sich, langsam hinterdrein, dem Walde zu.

Ich sah ihnen lange nach und überlegte dabei. Bis jetzt hatte ich erst zwei Aufnahmen von Nashörnern bekommen, mit beiden würde nicht viel los sein, denn von einem Bullen, der erst vorgestern an uns vorbeigetobt war, hatte man vor Staub kaum etwas erkennen können, und von dem Paar, welches vor sechs Wochen plötzlich gerade unter meinem Hochsitz aufgetaucht war, würde die Platte wahrscheinlich nur die massiven Gewölbe ihrer Rücken zeigen. Die drei da draussen aber konnten möglicherweise ein Familienbild an der Tränke liefern. Ich hatte Lust, es zu versuchen, trotz meiner Müdigkeit. Mir war's, als ob ich Glück haben könnte – manchmal hat man solch ein Vorgefühl von Jagderfolg, ganz gleich, ob man die Jagd mit Gewehr oder Kamera betreibt.

Als Loldogo mit der Nachricht zurückkam, dass in diesem Korongo kein Wasser zu finden sei, war mein Entschluss gefasst. Ich hiess ihn hier auf die Leute warten und ihnen sagen, dass sie erst ein bisschen rasten und dann unseren Spuren folgen sollten. Er selbst sollte mir dann nachkommen und mich einholen. Diese Jagdnomaden können, wenn es sein muss, sechs Stunden und noch länger Trab laufen, ohne Unterbrechung.

Er hatte mich schon nach einer Stunde erreicht, und nach einer weiteren standen wir am Rande des Galeriewaldes. Die Tiere hatten jetzt allerdings bereits mehr als eine Stunde Vorsprung vor uns. Nashörner, so gemächlich sie dahinzuwandern scheinen, holt kein Europäer zu Fuss ein. Ich wollte, den hier auf dem feuchteren Boden auch für meine Augen erkennbaren frischen Fährten folgend, in den Wald hinein, doch der Wandorobbo hielt mich zurück. Er zeigte mit der Speerspitze stumm auf den Boden – auf dem ich allerdings durchaus nichts Ungewöhnliches bemerken konnte –, nahm eine mir unsichtbare Fährte auf, folgte ihr tiefgebückt wieder hinaus in die Steppe und dann, scharf rechts abbiegend, noch ein Stück flussaufwärts. Worauf er mit der Nachricht zurückkam, dass der Bulle schon wieder vom Wasser weg und nach dem Berge zu gegangen wäre. «Bibi» und «Mtoto» aber wären nicht bei ihm gewesen. Demnach war es nichts mit einem Familienbild, und wahrscheinlich wäre das Ganze überhaupt nichts als eine Enttäuschung geworden, denn dass die Kuh mit dem Jungen noch allein drunten am Wasser sein würde, bezweifelte ich. Doch das Photographieren von Wild besteht zu neunzig Prozent aus Enttäuschungen, von den verbleibenden zehn Prozent kommen noch neun auf Strapazen, und vom letzten sind drei Viertel Gefahr, und nur das letzte Viertel – Erfolg!

Und doch war die Kuh noch da! Nur hatte ich Mühe, mein klopfendes Herz und meine vor Erregung zitternden Hände zu beruhigen, als mir eine halbe Stunde später und dann nochmals am folgenden Morgen von ihr einige der schönsten Tieraufnahmen meines Lebens gelangen.

Zu unserer Verwunderung verlief der Wechsel nicht geradeswegs zum eigentlichen Fluss hinunter, sondern ein Stück am Ufer entlang nach einem in das Flussbett einmündenden Korongo, der

während der Regenzeit als ein Quell- und Zufluss des Engare Nairobi anzusprechen war. Augenblicklich führte er an der Stelle, wo er sich plötzlich zu unseren Füßen öffnete, kein Wasser, doch der Wechsel zog sich unbeirrbar in das trockne Bett hinunter, unten noch ein Stück auf dem Grunde entlang, und verschwand dann hinter einer Krümmung. Ich sah, als ich mich über den Rand hinausbeugte, dass die Schlucht gleich hinter der Biegung zu Ende sein musste, denn dort erhoben sich zwei schroffe, mit gewaltigen Felsblöcken gekrönte Hügel.

Flüsternd teilte ich dem alten Loldogo meine Wahrnehmung mit. Er nickte, kratzte leise eine Handvoll Staub von dem sonnenbeschienenen Rand der Böschung und warf ihn, nach den Hügeln zu, hoch in die Luft. In leichtem Bogen trieb der Staub zu uns herab, der Wind stand also günstig. Sofort legte ich alles bis auf die Kamera ab und begann mich mit höchster Vorsicht lautlos durch Lianen und Gebüsch auf jene Felsblöcke zuzuarbeiten. Und als ich, platt auf dem Bauche liegend, endlich die letzten Zweige einer Mimose beiseiteschob, die laubenartig über den Rand des Korongo herabhingen, hatte ich einen Anblick, der mich fast das Atmen vergessen liess. Unter mir lag ein Tümpel mit klarem Wasser; seine stille Fläche war teilweise überschattet von überhängenden Felsen und vom Laubgewind blühender Zweige und Schlingpflanzen, und etwas nach dem rechten Ufer zu stand friedlich dösend die Nashornkuh, ihr Junges dicht daneben, das Wasser überspülte gerade noch seine kurzen dicken Beine. Sonnenkringel tanzten zitternd auf der feuchten, dunkelglänzenden Haut der Alten. Wassertropfen fielen klingend von ihr hinab und trieben blinkende Kreise über die stille Flut.

Ich musste ein paarmal tief atmen, und meine Hände zitterten leise, als ich mit unendlicher Vorsicht und in unendlicher Angst, dass mir alles noch in letzter Minute misslingen könnte, den Apparat einstellte – keine zehn Meter trennten mich von den Tieren! Ich nahm nervös die Zunge zwischen die Zähne, als ich den Hebel drückte. Wenn die Kuh nur nicht das Klicken hörte! – Sie hatte es nicht gehört, denn gerade in diesem Augenblick erhob sie den schweren Kopf, legte ihn auf den Rücken ihres Jungen und begann ihn leise und zärtlich zu reiben. Jetzt war ich ruhig ge-

worden, und mit flink und geschäftig arbeitenden Händen machte ich noch drei weitere Aufnahmen dieser seltenen Szene.

Ebenso leise und ebenso unbemerkt, wie ich gekommen war, zog ich mich danach zurück. Auf der Stelle am Wechsel, wo Loldogo auf mich gewartet hatte, verstreuten wir ein paar Handvoll trockene Nashornlosung auf dem Boden, um die Menschenwitterung zu verwischen. Ich wollte die Kuh nicht vergrämen, wer weiss, vielleicht konnte ich sie und den Bullen dazu eines Tages hier noch einmal treffen und auf die Platte bekommen.

Dort, wo der Wechsel in die offene Steppe einmündete, stiegen wir dann beide auf einen Baum. Da es keinen anderen Weg aus diesem Felskessel heraus gab, musste das Tier an dieser Stelle vorüberkommen. Und dass es sich nicht mehr am Wasser aufhielt, dessen wollte ich sicher sein, bevor meine Safari eintraf, denn ich gedachte dort unten, wo bei einem etwaigen Gewitter unter den überhangenden Felsen auch meine Leute Schutz fanden, selbst zu lagern.

Es ging alles nach Wunsch. Nach einer guten halben Stunde kam die Alte mit ihrem lustig hopsenden Jungen angetrottet. Das Tageslicht war schon zu schwach, sonst hätte ich auch davon noch eine schöne Aufnahme erhalten können. In der Steppe nahm die Kuh anfangs die Fährte des Bullen auf, bog aber zu meiner Verwunderung bald seitab und verschwand, etwa in Höhe der Hügel, die den Tümpel umschlossen, zwischen den Büschen. Als sie ausser Sicht war, ging der Wandorobbo mit seiner Kalebasse und meiner Feldflasche zum Fluss hinunter, um nach guter alter Safarisitte den Trägern einen Trunk entgegenzubringen. Ich aber stieg zu dem verlassenem Tümpel hinab und verbrachte hier, reglos sitzend, eine jener so ganz unbeschreiblichen Abendstunden an afrikanischen Wildtränken, wenn alles, Wasser, Land und Himmel, in Goldtönen erglüht, alles friedvolle Ruhe und tiefe heilige Stille ist und scheu und grossäugig, witternd und spähend die vielgestaltigen Vögel und kleinen Tiere herbeikommen, um nach einem heissen Tage den Durst zu löschen.

Nach diesem Tage, der mir, wie alle früheren, Strapazen, aber auch Glück wie selten einer gebracht hatte, tat ich einen guten tiefen Schlaf. Einmal nur, es mochte zwischen drei und vier Uhr

sein, wachte ich auf. Mir war's, als hätte ich über uns das dumpfe Grollen von Löwenstimmen gehört. Doch als ich den Kopf hinaussteckte, sah ich den bleichen Schein eines Wetterleuchtens über den Himmel zucken und schlief mit dem Gedanken, dass es wohl ferne Donnerschläge gewesen wären, weiter.

Nach fünf erhob ich mich. Kein Regen war über Nacht gefallen, die Sterne leuchteten klar und blank herab. Es schien, als ob die Regenzeit noch ein paar Tage auf sich warten lassen würde. So entschloss ich mich, von hier noch nicht nach Hause, sondern nach den Vorbergen von Olmenlog hinüberzumarschieren, um dort noch einmal mein Glück mit Elefanten-Aufnahmen zu versuchen. Wie gewöhnlich brach ich mit dem alten Loldogo eine halbe Stunde vor meiner Trägerkolonne auf, um mir durch sie keine Chancen verderben zu lassen. Der erste kühle graue Schein des jungen Tages leuchtete uns beim Aufstieg aus dem Felskessel. Als wir die letzten Bäume des schmalen Waldrandes erreichten, schimmerte der rote Glanz der aufgehenden Sonne über die taufeuchte Steppe.

Wir konnten, vorläufig wenigstens, den Wechsel benutzen, den der alte Bulle gestern gegangen war. Irgendwelches Wild war hierherum nicht zu sehen. So schlug ich, um die Kühle der Morgenstunden auszunutzen, sogleich ein scharfes Tempo an, ging in langem, schwingendem Schritt dahin, den Daumen im Schulterriemen der Kamera, den Kopf ein wenig gesenkt, erfüllt von freudigen Gedanken über meinen gestrigen Erfolg und über den einzigartigen Anblick jenes mächtigen, ungeschlachten Tieres, das mit so rührender Zärtlichkeit sein Junges geliebkost hatte. Da erklangen zwei kurze scharfe «Ssst – Ssst!» hinter mir, das verabredete Zeichen: «Duck dich!»

Ich sank sofort zusammen. Auf allen vieren kam der Wando-robbob dann herangekrochen, warf, neben mir angekommen, mit ruckender Bewegung das Kinn nach rechts und sagte leise: «Simba, mawili, karibu sana – hapa juu!»

Vorsichtig hob ich den Kopf und lugte durch die Grashalme. Tatsächlich, er hatte recht! Dort auf dem linken uns zunächst liegenden Hügel, etwa fünfzig Schritt entfernt, ragten über einen krönenden Felsblock hinweg die gewaltigen dunklen Köpfe

zweier Löwen empor. In kraftvoller Ruhe lagen sie nebeneinander. Jede Einzelheit ihrer Umrisse, die helle Mähne des Löwen, die Barthaare am Unterkiefer der Löwin, alles war wundervoll klar und scharf in den rotglühenden Himmel geschnitten.

Sie schienen etwas, das durch eine Gruppe von Büschen unserem Blick entzogen war, am Fuss des Hügels zu beobachten. Blitzschnell arbeiteten meine Gedanken. «Pass auf», raunte ich Loldogo zu, während ich ihm hastig mein Gewehr zuschob. «Ich gehe in einem Bogen nach links hinaus, um sie mehr von vorn zu kriegen. Du bleibst hier, und wenn du siehst, dass sie mich bemerken, lenkst du sie ab, stehst auf oder rufst oder machst sonst etwas, so dass sie nicht sofort abgehen. Hast du verstanden?»

«Ndio, Bwana», nickte der Alte bedächtig und entsicherte die schwere Waffe. «Und wenn sie böse werden, schiesse ich auf sie.»

Das Gras war hier ziemlich hoch. Ich kam, wenn auch tiefgebückt, verhältnismässig rasch vorwärts. Als ich dann einmal vorsichtig hinauslugte, sah ich zu meinem Erstaunen nicht zwei, sondern drei Löwen da oben. Das neuaufgetauchte Tier, anscheinend eine Löwin, stand aufgerichtet, den Kopf in Erwartung oder Spannung hoch erhoben, den Schweif in kurzen Rucken schlagend. Eines noch höheren Grasbüschels halber konnte ich nicht recht ausmachen, ob sich auch die beiden anderen erhoben hatten, und weiter voraus gab es, wie ich jetzt sah, überhaupt keine Deckung mehr für mich, dort war der Boden vom letzten Steppenfeuer kahl gebrannt. Jetzt ärgerte ich mich, dass ich nicht doch vorhin die Tiere als Silhouetten gegen die Sonne aufgenommen hatte. Zurückgehen konnte ich nicht: Sie würden mich bemerken, denn sie schienen zu mir herabzuäugen.

Ich überlegte noch, was zu tun wäre, da hörte ich plötzlich ein in den höchsten Fisteltönen ausgestossenes «Haya! – Haya!» Ich sah, wie der Wandorobbo aufgeregt an mir vorbei in die Steppe hinaus zeigte, und im gleichen Augenblick hörte ich auch etwas, ein dumpfes Poltern, ein Rauschen im Gras, und in der nächsten Sekunde tauchte auch schon links vor mir der Kopf eines Nashorns auf. Ich tat gerade noch rechtzeitig einen entsetzten Sprung rückwärts, und in wuchtigem Galopp fegte das Tier hart an mir vorüber auf den Hügel zu. Mit einem flüchtigen Blick sah ich

droben die beiden letzten Löwen wie Schatten von der Kuppe verschwinden, das Nashorn stoppte plötzlich seinen Lauf, wendete und schien zurückkommen zu wollen – da sauste ich schon wie ein gehetzter Hirsch auf die nächsten Bäume zu.

Erst in Griffweite eines verlässlichen Astes wagte ich's, einen Blick zurückzuwerfen, doch das Tier war mir nicht gefolgt. Ich sah auch nichts mehr von ihm. So machte ich mich, immer möglichst in der Nähe der Bäume bleibend, auf die Suche nach Loldogo. Zu meiner Verwunderung rief er nicht vor mir, sondern über mir, nämlich aus der Krone einer einzelstehenden Akazie: «Bwana, wir müssen gleich zurückgehen und die Safari warnen, dass sie nicht hier vorbeikommt! Dort drüben steht die Kuh von gestern im Gras bei ihrem toten Jungen. Sie bewacht es gegen die Löwen, die es umgebracht haben.»

«Das Junge ist tot?» fragte ich verblüfft. «Woher weisst du das?»

«Dort, wo die Kuh steht, sitzt alles voller Geier, Bwana, und Geier irren sich nicht! Schon heute nacht dachte ich es mir. Da hörte ich Löwen brüllen und hörte sie dann laufen und nach ihnen auch ein Nashorn laufen. Unten am Wasser war alles sehr gut zu hören. – Aber ich glaube, die Leute kommen, Bwana!»

«Ja, wir wollen gehen», sagte ich, aus meinem Grübeln auf-fahrend. «Ich möchte nicht, dass ich dieses Nashorn schießen muss . . .» Mir tat sie leid, die Nashornmutter, die ich gestern abend erst ihr Kleines so friedlich baden und lieblosen gesehen hatte.

Wir waren schon am Waldrande, als ich mich doch entschloss, dem Wandorobbo allein die Aufgabe zu überlassen, die Leute in grossem Bogen um die Stelle herumzuführen, wo die Alte Totenwache hielt. Ich selbst schlich mich noch einmal ein Stück in die Steppe hinaus, auf eine hohe, leicht ersteigbare Dumpalme zu. Vielleicht konnte ich von dort aus das Nashorn und das tote Junge sehen und möglicherweise auch noch etwas von den Löwen, denn dass sie ihre Jagdbeute so leicht aufgegeben haben sollten, wollte mir nicht in den Kopf.

Ich kam glücklich hinüber, mit sehr viel Glück in der Tat, denn als ich aus der gegabelten Palme, in etwa sechs Meter Höhe,

hinunterschaute, merkte ich erst, wie nahe ich an der wachhaltenden Alten vorbeigekommen sein musste, obgleich ich auch von hier oben, eines hohen dichten Gebüsches wegen, keinen Schimmer von ihr sah. Hingegen sah ich die Geier, von denen Loldogo gesprochen hatte. Auf dem einzigen Ast eines dünnen Baumes gegenüber den Büschen hockten sie, so viele, wie überhaupt Platz gefunden hatten, dicht aneinander gedrängt, und dort, wo eine Zunge des Steppenfeuers die kahle Schneise ins Gras gebrannt hatte, die ich schon beim Beschleichen der Löwen erblickt hatte, hüpfte ebenfalls eine ganze Schar unruhig auf dem Boden herum. Immer mehr hungrige Aasjäger fielen rauschend aus der Luft herab oder umkreisten droben im Blau rastlos die Stätte, an welcher ein Mahl für sie bereit sein würde, jetzt oder später. Von den Löwen konnte ich jedoch nirgends etwas entdecken. So verliess ich enttäuscht meinen Sitz und war bereits am Stamm bis auf Augenhöhe unter die Astgabel hinabgerutscht, da sah ich plötzlich, eingerahmt von ihr, drüben den hellbemähten Löwen in ganzer Grösse wie in der Luft stehen!

Mit einem vor Überraschung und Eifer so unbedachten Ruck, dass ich beinahe von der Palme hinuntergekracht wäre, fuhr ich sofort wieder in die Gabel hinauf, der dünne Baum schwang dabei bedenklich hin und her. Mit weitgespreizten Knien hielt ich mich im Gleichgewicht, und noch während ich auf die Mattscheibe blickte, erschien an der alten Stelle auf der Hügelkuppe auch der geduckte Kopf einer Löwin neben dem Gemähten – dann klickte bereits der Verschluss. Und fast im selben Augenblick taten sich beide Tiere nieder, wurden nahezu unsichtbar. Ich hätte keine halbe Sekunde später abdrücken dürfen...

Mit dem Gefühl, soeben eine herrliche Löwenaufnahme erzielt zu haben, schlug ich einen vorsichtigen Bogen um jenes Gebüsch. Auf der oberen Steppe bekam ich bald meine Leute in Sicht, sogar wider Erwarten schnell! Mir wurde beklommen zumute, als ich sah, dass sie unentschlossen beieinander standen, einige mit abgesetzten Lasten und nach dem Grasrand zu gestikulierend, irgend etwas Aufregendes besprachen. Sollte das Nashorn...?

Ich setzte mich in Trab, und noch im Laufen zählte ich sie ab. Doch Gott sei Dank standen alle neun Mann aufrecht da!

Es war nicht das Nashorn, sondern ein Rudel von fünf Löwen gewesen, welches die Leute durch sein plötzliches Flüchtigwerden erschreckt hatte. Die Tiere hatten dicht neben der Fährte des Nashornbullens in einer vom Brand verschont gebliebenen Grasinsel gelegen, eine ungewöhnliche Erscheinung jetzt am hellen Tage. Sie konnte nur damit erklärt werden, dass diese Löwen hier, zusammen mit jenen auf dem Hügel, ein Jagdrudel bildeten und heute nacht gemeinschaftlich das Nashornkalb gerissen hatten. Den weit sichtbaren dort oben war offenbar die Aufgabe zugefallen, die Alte endlich von dem Kadaver wegzulocken. Löwentaktik! Davon hatte ich schon früher nicht minder erstaunliche Beispiele erlebt.

Vierundzwanzig Stunden später sass ich, unter einem kalten Landregen zitternd, auf dem Hochsitz, den ich mir schon vor mehreren Monaten oberhalb von Olmenlog an einem viel begangenen Elefantenwechsel errichtet hatte, und wartete auf Elefanten. Wartete bis zum Abend und wartete auch noch an den drei folgenden Tagen, in unaufhörlich niederrieselndem Regen, schauernd in dem kalten Wind, der tropfensprühend durch die düsteren, grauen Bäume des Bergwaldes fuhr, wartete, bis ich blau anlief vor Kälte und der alte Loldogo neben mir mit einem wahren Grabeshusten jeden etwa doch noch ankommenden Elefanten ohnehin verscheucht hätte. Aber es kam keiner. Elefanten kamen überhaupt nie, wenn ich es wollte. Ich glaube, ich bin diesen Tieren auf anderthalbjähriger Kamerajagd insgesamt drei- bis vierhundert Kilometer völlig vergeblich nachgelaufen. Es war wie verhext, was ich auch anstellte, ausser einem einzigen Photo, auf grosse Entfernung von einer flüchtenden kleinen Herde aufgenommen, bin ich nie zu einem Elefantenbild gekommen.

Ein paarmal hatte ich freilich auch erlebt, dass Elefanten kamen, wenn ich es gerade nicht wollte...! So einmal, als wir, auf Patrouille im Kriege, von Engländern gejagt, Nacht und Tag durchmarschiert waren und uns schliesslich, von Müdigkeit überwältigt, auf einem Elefantenwechsel dicht am Ramissiflusse in Britisch-Ostafrika einfach hingeworfen hatten. Mir war's, als wäre ich gerade erst eingeschlafen, als mich eine Faust aufrüttelte, eine

Stimme mir etwas ins Ohr schrie. In meiner Schlaftrunkenheit hatte ich die Vorstellung, dass lebendig und gleichzeitig verrückt gewordene Kirchtürme mit wahnsinnigem Kreischen auf einmal ringsherum durch die Nacht führen, ich fühlte mich vorwärts gerissen und gestossen und lag plötzlich im Ramissi. Das kühle Wasser ermunterte mich schliesslich und der Gedanke, dass dieser Fluss von Krokodilen wimmelte, noch mehr. Meine Angst vor den trompetenden Ungetümen da oben war gross, aber die vor den Krokodilen noch grösser, und so war ich der erste, der hinauskrabbelte und zähneklappernd den in der Dunkelheit verschwindenden Riesengestalten nachschaute. Es hatte ihren Zorn gereizt, dass wir auf ihrem gewohnten Wege zur Tränke lagerten, doch war niemand von uns zu Schaden gekommen. Nur einen Tropenkoffer aus Stahlblech hatten sie einfach breit getreten.

Ein andermal, es war in genau der gleichen Umgebung wie hier, tropfender, nebliger, windgerüttelter Gebirgsurwald, und doch viele hundert Kilometer entfernt am Ruwenzori. Elefanten hatten mir die Möglichkeit, einen grabenden Wildeber aufzunehmen, verdorben. Ich hatte ihn schon über eine Stunde lang belauert, in der Hoffnung, dass er endlich in besseres Licht herauskommen werde, als ganz unvermittelt und laut kreischend drei Elefanten auf der Verfolgung von irgend etwas, das ich nicht sehen konnte – wahrscheinlich war es ein Nashorn – über die Lichtung brachen. Mein Schreck war furchtbar, denn an dem Getöse, das plötzlich allerwärts aus dem Walde drang, erkannte ich, dass ich ahnungslos mitten in einer lautlos herangekommenen Elefantenherde gelegen hatte.

Ein paar Sekunden darauf war ich bereits mit der Behendigkeit eines Affen in der Krone einer vertrauenerweckend dicken Zeder verschwunden, und so eilig hatte ich es damit gehabt, dass ich meine Kamera unten im Stich gelassen und auf diese Weise die einzige Gelegenheit meines Lebens für Elefantenbilder verpasst hatte. Trotzdem musste ich droben nachträglich über die erschütternde Komik lachen, die mein Wildeber da unten produzierte. Sein Schreck war nicht geringer gewesen als meiner, er hatte einen wilden Satz gemacht und sich anscheinend dabei

derartig in Lianen oder Wurzeln verstrickt, dass ich, solange die Elefanten ringsum tobten, immerfort sein dickes, verzweifelt strampelndes Hinterviertel vor Augen hatte.

Und eine andere, ganz ausgesprochen komische, fast unglaublich klingende Sache mit einem Elefanten, die ich, kurz bevor ich aus meinem Standquartier Pongo am Sonja aufgebrochen war, zwar nicht selbst erlebt hatte, aber immerhin an Ort und Stelle hatte nachprüfen können, kam mir in den Sinn. Sie war «Dirty Thompson – dem dreckigen Thompson» passiert, einem irischen Frachtfahrer, der verwunderlicherweise nie an meinem einsamen Hause vorbeifuhr, ohne einen Halt und einen Schwatz mit mir zu machen. Verwunderlich insofern, als er jedesmal nach einem Whiskysoda fragte und ich ihm unerschütterlich immer nur Kaffee anbot.

Auch an jenem Sonntagmorgen hatte er, erheblich angesäuselt wie gewöhnlich, kurz bei mir vorgesprochen und war dann weitergezogen. Und zwar diesmal nicht mit seinem Fracht-Camion, sondern in einem klapprigen alten Tourenwagen. Er wollte nach Engare Nairobi, auf einem Weg, den er schon hundertmal, völlig unbehelligt von dem dort sehr zahlreichen Grosswild, gefahren war. Als er unweit meines Hauses, wo die Route durch ein trockenes Flussbett führte, in den von steilen Erdwänden eingegengten Weg einbog, stand mittendarauf ein riesenhafter alter Einzelgänger von Elefant!

Dirty Thompson erschrak, bremste und stoppte und wusste nicht, was er tun sollte. So sass er eine ganze Weile stockstill am Steuer und starrte ratlos den Elefanten an. Der Elefant blieb ebenso stockstill auf seinem Platz stehen und starrte Dirty Thompson an. Dem aber fiel ein, dass er ja heute noch Engare Nairobi erreichen wollte, und so wurde er schliesslich ungeduldig und versuchte es mit andauerndem kräftigem Hupen. Worauf der Elefant nur beifällig mit den Ohren wackelte. Da neben vielem anderen auch der Rückwärtsgang an Thompsons Wagen nicht funktionierte, kam ein einfaches Absetzen vom Feind nicht in Frage: Der Elefant wollte nicht weg, und Dirty Thompson konnte nicht weg! Die Zeit verging, und so sprach der halbbeduselte Ire in

seiner Wut und Verzweiflung zuletzt ein Stossgebet zum heiligen Patrick, gab Vollgas und brauste schnurstracks auf den Elefanten los.

Das Unglaubliche geschah: Der verblüffte Dickhäuter trat daraufhin wirklich beiseite, Thompson raste mit gestäubtem Haar und eingezogenem Kopf buchstäblich unter dem Rüssel des Elefanten hindurch, und er dachte schon, dass St. Patrick ein Wunder getan hätte und alles gut gegangen wäre, als er im letzten Augenblick einen furchtbaren Ruck an seinem Wagen spürte. Doch er knatterte weiter, und erst als er drüben aus dem Hohlweg hinaus war, wagte er es, sich umzusehen. Der Elefant hatte ihm das Verdeck vom Wagen abgerissen, und unter wilden Flüchen sah Dirty Thompson zu, wie der Wegelagerer es erst bedächtig in Augenschein nahm und dann so lange gegen einen Baumstrunk schlug, bis es aussah wie ein eingetretener Regenschirm!

Erst dann scheint dem Iren Ernüchterung und volles Verständnis für das eben Geschehene gekommen zu sein. Er wendete, kehrte auf einem Umweg zu meinem nur etwa zwei Kilometer entfernten Hause zurück und kam, ziemlich blass und wacklig aussehend, plötzlich zur Tür herein, sank in einen Stuhl und bat als erstes wiederum um einen Whiskysoda.

Ich merkte ihm an, dass er augenblicklich wirklich einen nötig hatte, und schenkte ihm grosszügig ein. Nachdem er sich gelabt hatte, erzählte er mir sein sonderbares Abenteuer, und als ich ihn daraufhin nur stillächelnd anblinzelte, wurde er wütend, fuhr hoch und forderte mich auf, mein Gewehr zu nehmen und sofort mit ihm zu dem Hohlweg zu kommen und mich von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen.

Ich tat ihm den Willen, nahm draussen kopfschüttelnd zur Kenntnis, dass tatsächlich das Verdeck von seinem Ford abgerissen war, und fand es, am Schauplatz angekommen, bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen und -getrampelt neben den gewaltigen Fährten eines Elefanten und – einem gewaltigen, noch dampfenden Haufen Losung.

Diese und noch andere Erinnerungen an die dickhäutigen Riesen der Steppen gingen mir während der unbehaglichen Musse da droben in der tiefenden Baumkrone durch den Kopf. Am

Abend des dritten Tages hielt ich's schliesslich nicht mehr aus. Mir war, als sollten mir hier Schwimmhäute wachsen. Dem Lederbalg meiner Kamera war tatsächlich schon Schimmel gewachsen. Das bisschen trübe Licht auch dieses Tages war im Vergehen. Mit einem verzweifelten Kopfschütteln erhob ich mich, da packte mich die Hand des neben mir kauern den Wandorobbo am Knie, sein Zeigefinger winkte «Still!», und ich schöpfte noch einmal Elefantenhöfnung.

Rechts von meiner Kanzel kreuzte ein wenig begangener schmaler Nashornwechsel den breiten der Elefanten, und dort hörte auch ich jetzt etwas bergab kommen. Doch die vorsichtig tapsenden Schritte, die nun vor der Wegkreuzung stockten, waren nicht die fast unhörbaren eines Elefanten! Behutsam lugte ich durch das Flechtwerk meiner Kanzel und sah drunten ein klobiges Maul, ein abgebrochenes mächtiges Vorderhorn sich behutsam durch die Büsche schieben und aufmerksam den Elefantenpfad hinauf und hinunter abwittern und ablauschen. Der gewaltige, doppelgehörnte Kopf da unten, so gross und massiv wie eine alte Truhe, vergewisserte sich sorgfältig, dass keine Elefanten in der Nähe waren, bevor er ihren Weg kreuzte – die einzigen Tiere, vor denen sich ein Nashorn fürchtet! Dann setzte der ungeheure Bulle in hastigem Trabe über die Elefantenstrasse, fuhr rauschend und krachend auf seinem eigenen Pfade neben uns vorbei und verlor sich mit dumpfem Gepolter bergabwärts.

«Du, Loldogo, war das nicht jener . . .?»

«Ndio, Bwana», nickte der Wandorobbo und rieb sich fröstelnd die langen, schmalen Hände, «es war der Alte, den der Ast an dem Baum da unten neben dem Termitenhügel geärgert hatte. Er war es, denn er hatte nur ein halbes Horn und ein zerschlitztes rechtes Ohr. Lo, er hat da oben eine gute Weide gefunden, und nun geht er hinunter, um seine Bibi und sein Mtoto zu holen . . .»

Ich wandte mich stumm zum Abstieg. Von seinem «Mtoto» würde der alte Bulle drunten in der glühenden, von tausendfältigem Leben und tausendfältigem Tode erfüllten Steppe heute nur noch blanke, weisse Knochen finden.